



Buch

Geschichten aus dem alten Österreich

Siegfried Weyr

Ueberreuter Verlag, 1995

ISBN 3800035596

Bezugsquelle: städtische Bücherei Wien

Auszug

## Frau Anna Sacher

### In deinem Lager isst Österreich

Das Haus hinter der Oper hat seine eigene Geschichte. Und sie ist zugleich die Geschichte des alten, unsterblichen Österreich, obgleich sie niemals oder nur äußerst selten in die Bücher der offiziellen Geschichtsschreiber Eingang gefunden hat. In diesem Haus sind Männer und Frauen einander begegnet, die hier nicht nur ihre eigenen Schicksale erlebten, sondern oft die Verantwortung für die Schicksale Hunderttausender ihrer Mitbürger in den Räumen dieses Hauses auf ihre Weise besprachen und bestimmten. Deshalb ist dieses Haus — das »Hotel Sacher« — ein Begriff geworden, nicht nur für Wien und ganz Österreich, sondern für eine Welt, die allerdings längst in Asche zerfallen ist.

Der alte Franz Sacher hatte eine Weinstube in der Weihburggasse und drei Söhne. Einer davon — Eduard — wurde Küchenjunge beim Fürsten Schwarzenberg, ging dann auf Reisen und eröffnete nach seiner Rückkehr ein Delikatessengeschäft in der Kärntner Straße. Er nahm ein blutjunges Mädchen, Tochter eines Wiener Fleischhauers, zur Frau. Der Eduard und die Anna arbeiteten so tüchtig, dass sie vom ersparten Geld ein Haus genau gegenüber der Delikatessenhandlung bauen konnten. Im Jahre 1876 wurde an dieser Stelle das »Hotel Sacher« als »Maison meuble« eröffnet. Und als Eduard 1892 starb, führte seine Witwe das Hotel weiter.

Sie war eine Type, ein Unikum, diese Frau Sacher, mit ihren schweren Zigarren, ihren zwei französischen Zwergbullies und dem »Lordoberkellner« Wagner. Sie besaß Organisationstalent wie ein Missionar, Energie wie ein Feldherr und Fingerspitzengefühl wie ein alter Diplomat. Sie war eine Königin in einem geheimnisvollen und unerhört gewaltigen Reich.

Vor den Fenstern des Hotels stand die Oper. Gewiss, sie steht heute noch dort, damals aber, als die zigarrenrauchende Frau Sacher, die Zwergbullies an ihre Brust

gedrückt, auf diesen Bau hinausblickte, raunten und flüsterten die Separees, glitten gewichtige Schritte über die Teppiche der Eingangshalle und war hier eine Welt versammelt, die noch nicht ahnte, dass sie einmal zum letzten Tanz – zum Totentanz – werde antreten müssen. Man parlierte und intrigierte, man lud eines der »Sachermädeln« der Oper – die so hießen, weil sie in der letzten Reihe des Ballettchors, also schon beinahe im Reich der Frau Sacher, tanzten – in eines der weniger feudalen Separees ein, man traf sich mit Hoheiten und Finanzgrößen, mit gefährlichen Rittern der Feder, und man dachte nicht an das Morgen. Es war die Zeit, in der Schnitzler sein »Abschiedssouper« schrieb und der bittere Wermutstropfen längst in den Freudenbechern gefallen war.

Kabinette kamen und gingen, der alte Kaiser saß jeden Morgen ab fünf Uhr früh an seinem kleinen Schreibtisch, und im »Hotel Sacher« wurden die Erschütterungen des politischen Weltbebens wie mit einem geheimnisvollen Seismographen registriert. Obwohl das Knirschen einer langsam aus den Fugen gehenden Welt immer deutlicher hörbar wurde, hielten die Mauern dieses Hotels stand. Es überlebte alle, die Erzherzoge wie die Vertreter der Gentry, die Nachkriegsjobber wie die Neureichen. Doch das, was das »Hotel Sacher« einmalig machte, war nicht seine Bedeutung als Hotel ersten Ranges, sondern als Domäne, in der das Schicksal Österreichs verwaltet wurde.

In allen Hauptstädten, an allen bedeutenden Plätzen der Welt gibt es Hotels, die man weit über die Grenzen ihrer Länder hinaus kennt – prunkvolle Riesenbauten, mit raffiniertestem Luxus ausgestattet, deren innere und äußere Aufmachung, deren glattgeschliffene Farblosigkeit es darauf anlegen, den internationalen Reisenden vergessen zu lassen, dass er sich in Brüssel und nicht in Kopenhagen, dass er sich in Tokio und nicht in Berlin befindet.

Das »Hotel Sacher« hat auf solche Wirkungen von allem Anfang an bewußt verzichtet; dieses einfach anmutende Haus hinter der Oper, das von Frau Anna im wahrsten Sinne des Wortes »gemacht« worden ist, war immer ungeheuer österreichisch. Soweit landfremde Reisende dort abstiegen – man hat sich jeden sehr gut angesehen, bevor man ihm erlaubte, seinen Namen ins Fremdenbuch zu schreiben –, bereitete ihnen der erste Anblick gewöhnlich eine gewisse Enttäuschung; man hatte von diesem Hotel, dessen Ruhm rund um die Welt ging, mehr erwartet, mehr Fassade, mehr Komfort und mehr äußerer Glanz. Und es gehörte schon eine gewisse Portion Erfahrung und Einfühlungsvermögen dazu, um die subtilen Unterschiede zu begreifen, die zwischen dem »Sacher« einerseits und dem »Carlton«, dem »Ritz« und dem »Splendid« andererseits bestanden. Es prunkte nicht, war aber doch außerordentlich vornehm, es wartete seinen Gästen nicht mit den höchsten Leistungsspitzen hotelmäßigen Komforts auf, war aber doch höchst »komfortabel«, und seine Gäste wurden nach anderen Wertungsbegriffen eingeschätzt als jene des »Carlton«, des »Ritz« und des »Splendid«.

Lieber Himmel, welcher Krösus sollte denn auch diesem Haus imponieren – diesem Haus, dessen Teppiche niedergetreten waren von den Schritten der Männer, die das Schicksal Österreichs bestimmten? Viele Jahrzehnte lang ist es der Treffpunkt von Erzherzogen und Staatsmännern gewesen, Bankleute und Industriegewaltige haben am Kaminfeuer seiner Separees verhandelt, unter seinem Dach sind gewichtigere Entscheidungen gefallen und sensationellere Skandale aufgefliegen als in irgendeinem anderen Hotel in Europa.

Und diese Gralsburg der Mächtigen, dieses intime Dorado der Eingeweihten, wurde von einer Frau geschaffen und regiert, mit selbstsicherer Energie, mit liebenswürdigem Entgegenkommen und unerhörtem Takt, mit dem sie stets ihre

Gäste behandelte. Denn »behandelt« wurde man im »Sacher«, das muss schon gesagt werden,

zumeist gut; jene aber, die schlecht behandelt wurden, gehörten durchaus nicht einer zweitrangigen Gästekategorie an – Hocharistokraten und Minister, Politiker und Millionäre waren darunter –, sie begingen nur den unverzeihlichen Fehler, irgendwie gegen den geheiligten Ritus des »Sacher« zu verstoßen. Und dergleichen duldete Frau Anna nicht. Wer den Fuß auf die untadeligen Teppiche des Vestibüls setzte, hatte sich dem Geist dieses Hauses zu unterwerfen. Es war ein Staat im Staate, mit eigenen Gesetzen, in denen sich Außenstehende schwer zurechtfinden. Es war auch nicht ratsam, sich diesbezüglich des Näheren zu erkundigen: entweder verstand man den Ritus, dann gehörte man eben dazu, oder man verstand ihn nicht, dann hatte man im »Sacher« nichts zu suchen.

»Bei mir is 's so!« wurde einem von der Herrin des Hauses mit Nachdruck erklärt. »Die Herrschaften, denen 's da nicht g'fällt, die können ja ins >Bristol< gehn!« Aber die Herrschaften gingen nicht gern ins »Bristol«, wenn sie einmal bei der Sacher gewohnt hatten. Früher oder später liebte jeder die besondere Atmosphäre dieses Hauses, und jeder, sofern er nicht auf freudloseste Krankendiät gesetzt war, verspürte den besonderen Geschmack der Sacherküche; sie war das Juwel, von dem der Strahlenglanz ursprünglich ausging, und das heißt, dass Frau Anna persönlich auf Beibehaltung der Grundelemente und auf pietätvollster Pflege der Standardgenüsse bestand. Natürlich führt jedes vornehme Hotel großen Stils eine dementsprechende Küche, aber wo in aller Welt würde man es wagen, im Gefunkel feierlicher Kristallüster einen Kruspelspitz mit Kren zu bestellen? Wer würde den Mut aufbringen, sich in solcher Umgebung zu seiner Vorliebe für Beinfleisch und überkrustete Topfenfleckerl zu bekennen? Beim »Sacher« war das die natürlichste Sache der Welt – man kam von der Straße herein, begegnete im Vestibül ein paar ungarischen Magnaten – wenn's der Zufall wollte, auch einem Erzherzog –, passierte das Büfett mit seiner linksseitig angeordneten Garnierung von sehr jungen Kavaliern in Theresianistenuniform – genannt »die Sacherbuben« (sie hockten dort bei einem Glas Dessertwein und einem Stück Torte gelangweilt, aber pflichtbewußt beisammen wie eine Schar Inseparables auf dem Sprießerl) – und begab sich in den Speisesaal, um dort frank und frei »Ripplertes« und Marillenknödel anzuschaffen. In großer Toilette, zigarrenrauchend und mit tiefer Baßstimme Befehle erteilend, durchwandelte Anna Sacher ihr Reich, wie ein General die Front abschreitet. Sie begrüßte bekannte Gäste, plauderte mit Bevorzugten, nahm Handküsse in Empfang und wachte mit strengem Blick darüber, dass »ihre Buben« nicht allzuviel tranken. »Sie, Leopold, das wievielte Glas Wermut ham S' dem jungen Batthyány jetzt serviert?«

»Das dritte, gnä' Frau.«

»Na gut, aber jetzt ist Schluß, mehr kriegt er nicht.« Sie wandelte weiter. Und der junge Magnat, Herr über ein halbes Königreich und viele Millionen, schwieg. Während des Faschings und zur Zeit der großen Rennen im Spätfrühling waren die Speisesäle so überfüllt, dass später kommende Gäste im Vestibül warten mussten, bis es wieder Platz gab. Drinnen standen zwar gewisse Tische leer – sie waren nicht bestellt, nicht für einen bestimmten Gast reserviert, aber Frau Anna dekretierte, dass sie für höchst nebulose Möglichkeiten freizuhalten waren. Den gut gedrillten Sachergästen fiel es ebensowenig ein, darauf zu aspirieren, wie etwa auf freie Plätze in der Kaiserloge. Dieselbe Geschichte war es mit den Separees – da gab es welche, die verhältnismäßig leicht zu bekommen, solche, die schwer zu bekommen, und

einige, die überhaupt nicht zu haben waren; sie wurden nach einem Ritual vergeben, in dem sich nur ein paar als Kellner verkleidete Auguren auskannten.

Und doch ist aus den Sacher-Separees, aus diesen abgeschlossenen kleinen Salons, die bewacht waren wie Kriegsgebiet, so manches herausgedrungen, das nachher eine Lawine von Skandalen entfesselte. Oft ist's gar nicht wahr gewesen, aber »man« flüsterte davon, und das Geflüster drang gewöhnlich rasch an die Ohren der betroffenen Ehemänner, in manchen Fällen sogar an jene des Kaisers. Der Kaiser, sagt man, hat das Hotel Sacher nicht besonders geliebt – sehr zum Leidwesen der Besitzerin, die ihn vice versa ungemein verehrte; aber Franz Joseph passte es nicht, dass kaiserliche

Prinzen dort ein und aus gingen, das Hotel zu einer Art Treffpunkt und Hauptquartier machten und sich von aller Welt zuschauen ließen, wenn sie der Wirtin die Hand küßten. Gut – die sehr hohen Herren trafen dort hauptsächlich mit Leuten zusammen, die beinahe ihresgleichen darstellten, aber sie waren da zu sehr zu Hause, sie glaubten sich zu sehr geschützt vor fremden Augen, wenn die hohe Flügeltür, die zum Korridor der Separees führte, einmal hinter ihnen zugefallen war. Es ist zum Beispiel nie bewiesen worden, ob die böswillige und heimtückische Behauptung des Erzherzogs Ludwig Viktor auf Wahrheit beruhte, aber er erschien eines Tages beim Kaiser, um ihm zu erzählen, dass Luise von Coburg mit einem gewissen Grafen Mattachich in einem Sacher-Separee soupiert habe. Luises Schwester, die Kronprinzessin Stephanie, überbrachte der Beschuldigten die Neuigkeit.

»Stephanie, ich schwöre dir, es ist nicht wahr.«

»Aber der Ludwig Viktor hat dich doch gesehen. Der Kaiser glaubt ihm, er ist schließlich sein Bruder.«

»Mein Mann weiß aber, dass kein wahres Wort daran ist – ich habe an diesem Nachmittag stundenlang mit ihm gestritten, ich war überhaupt nicht außer Haus.« Stephanie schaute die Schwester mitleidig an. »Wie ich ihn kenne, wird er sich hüten, mit dem Erzherzog anzubinden. Pass auf, an ihm hast du keinen Helfer.« Sie behielt recht. Philipp Coburg rührte sich nicht, und wahrscheinlich wäre die ganze Geschichte im Sande verlaufen, wenn nicht der Kaiser auf einer offiziersmäßigen Austragung des Ehrenhandels bestanden hätte. Jenes in allerhöchstem Auftrag stattfindende Duell zwischen Philipp Coburg und dem Grafen Geza Mattachich stellte den Auftakt einer Katastrophe dar, die in der Folge die belgische Königstochter und den ungarischen Grafen gemeinsam verschlang.

Die repräsentativen Balkonzimmer des ersten Stockwerkes waren ein für allemal an Nikolaus von Szemere vergeben – den berühmten Spieler, Pferdezüchter, Multimillionär und Philanthropen, den Mann, der aus purem Aberglauben Anzüge von lächerlicher Buntheit trug, der daheim einen geschwungenen weißen Leinenhut auf dem Kopf hatte und an den Füßen Strümpfe in verschiedenen Farben. Zu diesem Mann, der, abgesehen von besagtem Aberglauben, der wiederum eng mit seiner Spielleidenschaft zusammenhing, von einer glasklaren Vernunft und Nüchternheit war, flüchtete Frau Sacher gewöhnlich mit allen Sorgen und Nöten.

»Szemere, der Ludwig Viktor plauscht da G'schichten aus, die gar nicht wahr sind. Der Mattachich ist nicht bei uns gewesen und die Luise auch nicht. Was soll ich jetzt tun?«

»Nichts.«

Sie fuhr auf. »Aber, lieber Freund, ich kann doch die zwei nicht in der Patsche sitzen lassen. Ich weiß, dass sie nicht im Separee waren, und der Oberkellner Wagner weiß es auch.«

Szemere lächelte über seiner dicken Zigarre. »Schön. Dann lassen Sie einfach Ihren Oberkellner als Zeugen gegen einen kaiserlichen Prinzen auftreten. Morgen können Sie Ihr Hotel gleich zusperren.«

Frau Sacher seufzte. Ihr Freund und Berater hatte ja recht – sie würde mit ihrer Erklärung beim Kaiser nicht durchdringen. Seit diese peinliche Affäre mit dem Erzherzog Otto in ihrem Haus passiert war, hegte Franz Joseph eine verstärkte Aversion gegen das Hotel; es war noch ein Glück, dass diese Aversion nicht auch auf seine Tischgäste übergreifen hatte, denn nach großen Festtafeln bei Hof kamen sie zur Sacher wie verhungerte Wölfe.

Das hatte nämlich seinen Grund darin, dass man an diesen Tafeln mit der grandiosen Speisenfolge eisern am althergebrachten Habsburgerzeremoniell festhielt und an Kaisers Tisch a la cour speiste – was bedeutete, dass man nur so lange kauen und schlucken durfte, als Franz Joseph kaute und schluckte. Nun war der alte Herr aber seit jeher ein sehr schwacher Esser, nahm von dieser oder jener Speise ein paar Bissen und legte die Gabel schon hin, bevor die anderen ihr Besteck recht in die Hand genommen hatten. An all den großartigen Dinern und Soupers hatten nur die Tafeldecker und Lakaien ihre Freude – die bekamen nämlich nach gewohntem Brauch die »Reste«, während die illustren kaiserlichen Gäste, die Diplomaten und Minister, der Hochadel und die Herren der Landstände, nach solchen allergnädigsten Empfängen schnurstracks ins Hotel Sacher fuhren und Mahlzeiten bestellten, die ihrer gehobenen Stimmung entsprachen.

»Beim Franz Joseph kann man nach Herzenslust verhungern«, sagte der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza.

Die Herrin des Hotels freute sich über solche Äußerungen; denn wenn sie auch den Kaiser verehrte, seiner berühmten Küche gegenüber bekundete sie die wache Aufmerksamkeit einer Rivalin. Sie wollte den Wettkampf mit der kaiserlichen Küche nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ aufnehmen; und als Szemere, unmittelbar nach dem Derbysieg seines »Confusionarius«, bei ihr anfragte, ob sie sich an eine ganz große Sache heranwage, eine Siegesfeier für sein Pferd, und sechshundert Gäste in der Freudenau bewirten könne, da schaute sie ihn nur groß an. »Selbstverständlich.«

»Dazu müsste Ihr Hotel unten am Rennplatz stehen, verehrte gnädige Frau.«

»Kommenden Samstag wird's eben in der Freudenau stehen«, sagte Frau Sacher resolut, und sie hielt ihr Wort.

Man hat in der österreichischen Gesellschaft von diesem wunderbar gelungenen und monströsen Fest noch jahrelang gesprochen — es kostete nicht viel weniger, als der Confusionarius-Sieg dem Besitzer des Hengstes einbrachte, aber Frau Sacher brachte es tatsächlich fertig, aus zwei primitiven Wirtshäusern, in denen sonst nur das Stallpersonal einkehrte, aus zehn Meter langen Büfetts, aus hufeisenförmig arrangierten Tafeln und einer Unmenge behaglich zusammengerückter Tische eine Art ländlicher Sacherfiliale zusammenzubauen. Zwei Kapellen spielten die lange Nacht hindurch; unter Reihen bunter Lampions, im Schein Hunderter Windlichter soupierte und champagnisierte die ganz große Gesellschaft Österreichs. Sie waren alle da, die bewährten SacherGäste, die Braganza und die Baltazzi, die Kinsky und die Trauttmansdorff und wie sie alle hießen, die Pferdezüchter und die Jockeyklubleute, hoher Adel und allerhöchste Plutokratie, ein paar Erzherzoge und ein paar Schauspielerinnen. Und der volle Sommermond, der schüchtern durch die Kastanien hindurchblinzelte, wunderte sich vielleicht darüber, dass diese sorglos selbstbewussten Menschen da unten, so eingesponnen in eigene, höchst unwichtige Interessen, so völlig absorbiert von Pferderennen und Jagden, von Geldgeschichten und Flirts, das dumpfe Rauschen überhörten, das, drohendem Wellenschlag gleich,

rings um das Land emporschwoh. Was wussten sie schon von einem gewissen Masaryk und diesem Sozialisten Adler? Was kümmerten sie Clemenceau und die sonderbar eng gewordenen Beziehungen, die Rußland neuerdings mit dem Balkan verband? Ihr Adel, ihre Privilegien und ihr Reichtum, das alles hat Jahrhunderte bestanden, und sie können sich nicht vorstellen, dass es jemals anders kommen könnte. Conrad von Hötzendorf, Erzherzog Franz Ferdinands Protege, gehörte auch zu Szemeres Gästen. Nicht ganz so ahnungslos wie jene, promenierte dieser philosophisch angehauchte Feldherr unter dem Sternenhimmel und besah das glitzernde Getriebe aus einer gewissen Distanz.

»Wissen Sie, wie mir das vorkommt?« sagte er zu seinem Begleiter. »So muss es im Lager Belsazars gewesen sein, als die Medo-Perser bereits vor den Toren seiner Stadt standen.«

Man schrieb den Frühsommer 1914.

Übrigens hat es auch schon in früheren Jahren prominente Leute gegeben, denen die von allen Sorgen bürgerlichen Alltags entschlackte Atmosphäre beim Sacher Unbehagen verursachte.

Einer davon war Girardi; er gab zwar vor, das Wirtshaus sei ihm zu nobel und zu teuer, auch laufe er dort auf Schritt und Tritt Gefahr, der Odilon zu begegnen, aber die Wahrheit lag tiefer; der geniale Schauspieler, der über eine gehörige Portion von gesundem Menschenverstand verfügte, wusste zuviel von unverschuldeter Not und unbelohntem Verdienst, um sich in dieser filtrierten Sorglosigkeit wohl zu fühlen. Vielleicht fürchtete er auch, dort nicht richtig zur Geltung zu kommen, es gab andere Stars — politische und sportliche, militärische und solche vom Turf — genug, er ging nicht hin, und Frau Sacher überwand den Schlag.

Dass aber Lueger ihr Haus beinahe demonstrativ mied, dass dieser populäre Bürgermeister des »kleinen Mannes« das Hotel Sacher durch maliziöse Bemerkungen als eine Art »Zuflucht der Überflüssigen« hinstellte, das ging ihr wider den Strich. Anlässlich eines Balles im Rathaus ließ sich die temperamentvolle Frau hinreißen, eine boshafte Bemerkung über das Fest zu machen, die natürlich auf kürzestem Wege zu den Ohren des Bürgermeisters gelangte.

Nun war aber Lueger eitel und kein guter Verzeiher, er schwieg, aber von diesem Moment an galt die Sacher im Rathaus als erledigt.

Sie zuckte lächelnd die Schultern, als gute Freunde sie dies wissen ließen — schließlich kann man auf das Rathaus verzichten, wenn man die Hofburg hinter sich weiß —, aber dann kam ein Tag, da der Chefkellner, der eben in Szemeres Appartement abservierte, vom Balkon aus gerufen wurde.

»Kommen Sie einmal heraus, Wagner«, sagte Szemere und zeigte mit der Zigarre auf die Straße hinunter, wo ein halbes Dutzend Männer mit Meßbändern und geheimnisvollen Apparaten hantierten. »Was machen die Leut' da eigentlich?« Wagner gestand, dass er es nicht wisse — er wolle sich aber sofort erkundigen. Der Portier wusste aber auch nicht Bescheid. Was scherte sich das Sacher-Personal schon viel um Straßenarbeiter? Endlich direkt nach Zweck und Sinn ihrer Tätigkeit befragt, gaben diese Leute eine erschütternde Antwort. »Ah, nix«, meinten sie friedlich, »mir tan nur ausmessen, weil 's Gleis für die Elektrische herkommt. Die Openschleifen wird da umi g'führt, wissen S'!«

Frau Sacher erlitt einen Schwächeanfall, als sie davon erfuhr. Straßenbahngeleise vor ihrem Hotel! Auf diesem exklusiven Boden, Equipagen und Gummiradlern vorbehalten, sollte die Elektrische klingeln — Tag und Nacht klingeln und ihre Gäste um den Schlaf bringen! So etwas war unmöglich!

»Das gibt's nicht!« erklärte sie energisch und begann gegen das Projekt Sturm zu laufen, Eingaben und Proteste auszusenden, einflußreiche Freunde vorzuspannen – aber siehe da, alles blieb wirkungslos. Dieser Bürgermeister war zu populär und zu streitbar, man hütete sich, ernsthaft mit ihm anzubandeln, und auf direkte Anfragen kam eine ebenso unverblümete Antwort: Es sei im Interesse des Verkehrs notwendig, die Schleife so und nicht anders zu legen. Die Bequemlichkeit einiger weniger müsse eben vor der Bequemlichkeit Tausender Straßenbahnpassagiere zurückstehen. Und so geschah es auch. Die Geleise wurden gelegt, und zu allen Tages- und Nachtzeiten ärgerten sich die exklusiven Sachergäste

über das Knirschen und Klingeln dieses »vulgären« Beförderungsmittels. Es hätte eines unmissverständlichen kaiserlichen Befehls bedurft, um die Sache abzustellen, aber der Kaiser war für derartiges nicht zu haben. Keiner getraute sich, ihm mit einer solchen Bitte zu kommen – nicht einmal die Metternich, die Frau Annas Du-Freundin war. Ungestört klingelte und knirschte es also vor dem »Sacher« weiter, bis ein Donnerschlag kam, der diese Geräusche tausendfach übertönte.

Der Weltkrieg brach herein wie eine Sturmflut, und auf einmal hatten die Sacher-Gäste andere Sorgen als diese Operschleife, die die Auffahrt der Equipagen behinderte – man besaß noch Güter, Schlösser, Bergwerke, Brauereien, Fabriken, in Ungarn, Polen, im Banat, in allen Grenzländern. Dort lag die Wurzel der Macht, von dorther kam der Reichtum, und das alles war auf einmal bedroht!

Ein ungeheures Durcheinander setzte ein, die alten Gäste reisten Hals über Kopf ab, andere, die man nie zuvor im »Sacher« gesehen hatte, bezogen die verlassenen Räume – niemand fragte mehr nach Kleinigkeiten, jeder war froh, ein Quartier zu bekommen.

Und doch leuchtete damals der alte Glanz von Wien noch einmal auf – nicht mehr so strahlend, sondern grell und übersteigert –, um dann endgültig zu erlöschen.

Die Feste wurden rar, die kleinen Privatsalons im »Sacher« waren nun leicht zu mieten, nicht nur für Auserwählte, sondern für alle, die sie haben wollten. Mein Gott, wo war die »Coterie«, wo waren die »Zirkel«? Die Erzherzoge saßen auf ihren Gütern oder irgendwo am Rande des Schlachtfeldes, höchstens, dass der junge Erzherzog Max, der Bruder des Kaisers, wenn er von der Front kam, ein paar Freunde zu einem kleinen Souper beim Sacher lud. Und da beklagte sich der Chefkellner Wagner, dass die jungen Herrschaften nach ungarischer Sitte noch immer die leergetrunkenen Gläser an die damastbespannten Wände schmissen. Wie nicht anders zu erwarten, geriet Frau Sacher in Zorn und ließ den hohen Gastgeber in ihren Privatsalon »vorladen«. Als er hereinkam, milderte sich ihre finstere Stimmung allerdings; dieser junge Erzherzog repräsentierte halt noch immer ein Stückchen der vergangenen guten Zeit, aber nichtsdestoweniger war sie sehr streng zu ihm.

»Sagen Sie, Kaiserliche Hoheit, wie stellen Sie sich denn das vor? Wir in Wien müssen auf jedes Glaserl und auf jedes Stückerl Porzellan aufpassen, weil überhaupt nichts mehr zu kriegen ist – von der Wandbespannung will ich gar nicht reden –, und Sie schmeißen meine Gläser dutzendweise an die Wand? Wenn das alle Gäste täten, könnte ich mein Hotel in vier Wochen zusperrern. So was darf nicht mehr vorkommen, das bitt' ich mir aus!«

Er entschuldigte sich verwirrt – Front, Übermut des Daheimseins, und was halt ein Soldat in solchen Fällen anführt. Sie sagte lange nicht alles, was zu sagen sie sich vorgenommen hatte, und entschuldigte ihre Milde nachher mit einem sonderbaren Wort:

»Er hat halt so ein liebes habsburgisches G'schau.«

Aber lange hielt sich diese tatkräftige Frau mit Sentimentalitäten und pietätvollem Festhalten an nicht mehr Zeitgemäßes nicht auf. Sie sah zu, wie Thron und Reich in Trümmer gingen, wie die Adelspaläste und reichen Besitzungen in obskure Hände gelangten, sie war eine der wenigen, die im Chaos die Eindringlichkeit des Unterganges erkannten.

Sie erkannte es und handelte danach; sie war der neuen Zeit aufgetan und ungeheuer tüchtig. Diese Frau, die man in Wien »die Wirtin der Könige« nannte und von der es mit einem abgewandelten Dichterwort hieß: »In deinem Lager ißt Österreich«, diese Frau lud neue Gäste in ihr Haus, zwölf Studenten speisten jahrelang gratis an ihrem Tisch, nicht schlechter verköstigt oder weniger aufmerksam bedient als die Leute, die in Autos oder Equipagen vorfuhren. Dafür bekam sie als erste Bürgerin der österreichischen Republik das Goldene Verdienstkreuz, und die damit zum Ausdruck kommende Anerkennung ihres guten Willens war eine der letzten Freuden, die ihr die neue Ära bereitete.

Fünfzig Jahre lang hatte sie die Geschicke des Hauses hinter der Oper geführt und damit viele Seiten geheimster österreichischer Geschichte geschrieben. Doch auch ihr blieb am Lebensabend der Schmerz nicht erspart. Streitigkeiten in der Familie brachten sie schließlich so weit, dass sie selbst den Antrag auf ihre Entmündigung

stellte. Als sie starb, wurde ihr Sarg rund um das Hotel getragen, und Tausende säumten die Straßen, Tausende, von denen vielleicht nur ein paar jemals dieses Haus betreten haben mochten.

Auf dem Dornbacher Friedhof ist sie begraben, die Frau Anna Sacher. Und jene Zeit, die mit ihr starb und schon zwölf Jahre früher bestattet wurde, lässt sich nur in der Erinnerung noch zurückrufen.